

An den Grenzen des Begriffs (*At the Limits of the Concept*, 2016)

Von Hayden V. White

Es wird oft vergessen, dass die Geisteswissenschaften – die sich aus Geschichte, Philosophie, Literaturwissenschaft, Philologie, Rhetorik, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft und Linguistik zusammensetzen – nicht so sehr durch ihre Studienobjekte charakterisiert sind, die sich im Laufe der Zeit ändern können, sondern durch ihren Fokus auf das *Lesen*, in erster Linie das Lesen von verbalen Texten, aber auch „Lesen“ im Sinne der Dekodierung und Rekodierung von Bildern, Klängen und Bewegungen. Die geisteswissenschaftlichen Disziplinen lehren unterschiedliche Arten und Weisen der Lesepraxis. Die Produkte dieser Disziplinen gehören größtenteils zur Klasse der Prosadiskurse und der poetischen Diskurse. Aus diesem Grund sehen sie oft ähnlich oder sogar gleich aus, vor allem, wenn sie im gleichen Modus verfasst sind: erzählend, argumentativ, beschreibend oder expressiv.

Im späten 18. Jahrhundert wurde die Philologie als notwendiger Bestandteil des philosophischen Diskurses dargestellt, mit dem Argument, dass eine angemessene Lektüre ohne eine vorherige Konstruktion eines Textes nicht möglich sei. Wie könnte man einen platonischen Dialog ohne einen von Transkriptions- und Übersetzungsfehlern und/oder materieller Vollständigkeit bereinigten Text analysieren? Jahrhundert, mit dem Aufkommen des „Realismus“ und der neuen Gattung des Romans, hielt man es für notwendig, streng zwischen „faktisch“ und „fiktional“ zu unterscheiden, ebenso wie zwischen „wörtlicher“ und „figurativer“ oder „grammatikalischer“ und „rhetorischer“ Bedeutung in Texten, die diese Paare typischerweise wahllos vermischten. Im zwanzigsten Jahrhundert, mit der Erfindung der Linguistik, wurde die „Sprache“ von Texten von den anderen Elementen des Textes getrennt und als Schlüssel zu den kognitiven Funktionen des Geistes besonders berücksichtigt. Wenn man sich heute für ein geisteswissenschaftliches Fach entscheidet, wählt man nicht nur eine bestimmte Art von Lesepraxis, sondern lehnt auch eine Vielzahl anderer Arten des Lesens ab oder hat die Erlaubnis, sie zu ignorieren. Die Frage ist also berechtigt: Was geht verloren oder wird aufgegeben, wenn man sich für eine bestimmte Art von Philosophie gegenüber einer anderen entscheidet (oder für eine alternative Sichtweise dessen, was „Philosophie“ ist) – eine, die sich beispielsweise auf ihren gemeinsamen Ursprung im Diskurs mit der Literatur bezieht?

Sicherlich gibt es an der heutigen amerikanischen Universität erhebliche Überschneidungen zwischen Literaturwissenschaft und Philosophie: Philosophische Werke werden regelmäßig in den Literaturfakultäten gelehrt (Kierkegaard, Nietzsche, Kafka, Sartre, Simone de Beauvoir, Judith Butler usw.), und literarische Werke werden im Philosophieunterricht analysiert (Sophokles, Ovid, Shakespeare, Milton, Racine, Goethe, Valéry, Mann, Camus und so weiter). Einmal, vor Jahren, habe ich auf Anregung von Fredric Jameson Kants *Kritik der Urteilskraft* als Roman der Moderne unterrichtet. Meine Philosophenkollegen waren nicht amüsiert.

Unter dem Gesichtspunkt der Form betrachtet, scheint der philosophische Diskurs eine Art literarische Prosa zu sein, bei der Grammatik und Syntax für Philosophen ebenso interessant sind wie für Literaturwissenschaftler. Aber Grammatik und Syntax werden in den beiden Disziplinen unterschiedlich untersucht: Philosophen haben lange Zeit versucht, Grammatik und Syntax auf die Logik zu reduzieren; Literaturwissenschaftler hingegen behandeln Grammatik und Syntax als eine Grundlinie der Buchstänlichkeit, von der die Analyse auf der Suche nach transgrammatischen Bedeutungsstrukturen abweicht.

Als eine Form des Prosadiskurses unterscheidet sich die Philosophie im Allgemeinen vom literarischen Diskurs durch die Verwendung einer – mehr oder weniger formalisierten – Metasprache zur Beschreibung von Texten. Die Verwendung einer Metasprache – sei es Logik,

Kalkül oder eine andere Fachsprache – führt zu Paraphrasen des Diskurses und „wörtlichen“ Übersetzungen bildlicher Ausdrücke, die die konnotative Bedeutung unterdrücken oder ignorieren. Das Ergebnis ist „Klarheit“, die der verstorbene Bernard Williams als höchstes Ziel der Philosophie bezeichnete, allerdings – so möchte ich hinzufügen – auf Kosten der Poesie.

Ein grundlegender Unterschied zwischen dem literarischen und dem philosophischen Diskurs ist die Dominanz der poetischen Funktion in ersterem. Platons Ausschluss der Dichter aus seiner idealen Stadt und die philosophische Unterscheidung zwischen Idee (*eidos*) und Darstellung (*mimesis*) zeugen von einer jahrtausendealten Tradition des Misstrauens gegenüber poetischen Äußerungen und überhaupt jeder Art von bildhaftem Ausdruck. Da die Philosophie der Logik von Identität und Widerspruchsfreiheit als ihrem Organon und Standard der Sinnhaftigkeit verpflichtet ist, kann sie sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass eine bildliche Sprache Ausdruck einer Form des Denkens sein könnte, die zwar nicht „rational“, aber dennoch kognitiv kreativ ist. Kant war der Meinung, dass bildhaftes (oder bildhaftes) Denken zwar die Grundlage des „Verstandes“, nicht aber der „Vernunft“ sein kann, weil es nicht begrifflich und nicht wissenschaftlich ist; und die analytische Tradition von Locke über Bertrand Russell bis Gilbert Ryle hat die Metapher als „Kategorienfehler“ verurteilt.

Die Wahl der Philosophie, sei sie nun „analytisch“ oder „kontinental“, bringt also eine Ablehnung oder zumindest eine Abwertung der poetischen Sprache mit sich, da sie Mehrdeutigkeit oder Vagheit des Ausdrucks hervorbringt. Dieses Misstrauen gegenüber poetischen Äußerungen erstreckt sich auch auf eine Reihe anderer Praktiken, die von der Philosophie als Bedrohung für den rationalen Diskurs verachtet werden: Rhetorik, Mythos, Erzählung, Ideologie und Mystik.

Auf der Ebene der kulturellen Aufwertung konstituieren sich Literaturwissenschaft und Philosophie als akademische Disziplinen durch das, was sie an konventionellen Praktiken, Verfahren und Überzeugungen über die Natur ihrer Studienobjekte ausschließen. Im Gegensatz zur hermeneutischen Philosophie, die in Kontinentaleuropa vorherrscht, stützt sich die analytische Philosophie, die in Großbritannien und den Vereinigten Staaten vorherrscht, auf eine klar formulierte und praktikable Theorie des Irrtums. Letztere favorisiert eine Korrespondenztheorie der Wahrheit, bestehend aus: (1) eindeutigen Sätzen, die an beobachtbaren und messbaren Phänomenen zu messen sind; und (2) Protokollen der Kombination von Elementen von Sätzen, die einer Logik der Identität und des Nicht-Widerspruchs unterliegen. Es wird davon ausgegangen, dass Wissen durch die Anhäufung von endlichen Elementen entsteht, die auf ihre Übereinstimmung mit überlieferten Überlieferungen geprüft werden, die durch wissenschaftliche Experimente gesichert oder gesichert werden können. In dieser Version wird das Wissen auf die Produkte der Naturwissenschaften reduziert, und die Weisheit ist kaum von der Technik zu unterscheiden. Doch wie die Wissenschaftssoziologie (Bruno Latour *u.a.*) gezeigt hat, handelt es sich hierbei um eine idealisierte Version der Wissenschaft und jeder Philosophie, die sich offenkundig diesem Ideal des Wissens verpflichtet fühlt.

Um zu erklären, warum eine bestimmte Gruppe von Studenten oder Wissenschaftlern sich für eine akademische Disziplin entscheidet und eine andere (innerhalb derselben Art von Disziplinen – in diesem Fall die Geisteswissenschaften) meidet, könnten wir mit der Frage beginnen: Was sind die gegenwärtigen „Imaginarien“ (Arten möglicher Objekte der intellektuell-emotionalen Kathexis) der zu vergleichenden Bereiche? Die Bestimmung dieser Vorstellungswelten wäre auch dann notwendig, wenn unser Ziel eine Befragung der Bevölkerung nach ihren eigenen Antworten auf die Frage „Warum Philosophie (statt einer anderen Disziplin)?“ wäre. Denn wir sprechen über *Wahl* und *Entscheidung*, wie gut oder schlecht informiert, wie sehr auch immer sie von äußeren Kräften (wie elterlichem oder gleichrangigem Druck) bestimmt werden, und wie ernst oder leichtsinnig sie im Moment der Wahl auch sein mögen. Unab-

hängig davon, wie bewusst, rational und durchdacht eine Wahl getroffen wird, ist sie sowohl mit Wünschen als auch mit Nützlichkeit verbunden, so dass dem gewählten Objekt ein Eigenwert zugeschrieben wird. Es gilt also, die verschiedenen „Masken“ der Philosophie zu erforschen, die öffentlichen Verkleidungen, die sie zu einem möglichen Objekt des Begehrrens machen sollen.

Auf praktischer Ebene kann die Philosophie durch das definiert werden, was sie hervorbringt, womit sie sich befasst, was sie als Organon nutzt und was ihr Ziel oder Zweck ist. Hier geht es um *Begriffe* und Konzeptualisierung. Auch wenn allgemein eingeräumt wird, dass der Begriff des Begriffs vage oder mehrdeutig ist, sind begriffliche Klarheit und Reinheit des rationalen Denkens die Hauptziele des modernen philosophischen Diskurses. Aber wegen dieser Unbestimmtheit oder Mehrdeutigkeit des Begriffs lässt sich die Substanz der Philosophie nicht so einfach angeben wie die der Denk- und Ausdrucksweisen, die sie aus ihrer eigenen Praxis ausschließen will, auch wenn sie diese als Beispiele für diese Substanz anführen mag. Und was sie seit Platon ausschließt, ist das, womit auch Platon begann: Der „Mythos“ und das Organon des Mythos, die Sprach- und Denkfiguren (im Gegensatz zu den Begriffen) einerseits und die poetischen Tropen (im Gegensatz zu den logischen Schematismen) andererseits. Seit ihren Anfängen hat die „Philosophie“ im Westen Fabulieren, Sophisterei, Poesie, Fiktion, Drama, Rhetorik, figurative Sprache im Allgemeinen und Spiel mit Misstrauen betrachtet, wenn nicht sogar aus ihrem Bereich ausgeschlossen. Seit der Neuzeit hat sich diese Liste um jede transzendentale Ausrichtung des Fühlens und Denkens erweitert. Obwohl die Philosophie also vorgibt, in erster Linie durch die Liebe zu Wissen und Wahrheit motiviert zu sein, sieht sie sich selbst als Verkörperung der Attribute von Wissen und Wahrheit: Klarheit, Identität (Selbstähnlichkeit), logische Konsistenz und metakonzeptuelle Kohärenz.

Man kann sich also fragen: Mit welchem Instrument kann man die Begrifflichkeit eines bestimmten Begriffs oder einer Reihe von Begriffen messen? Die Antwort ist natürlich die Logik der Identität und des Nicht-Widerspruchs. Natürlich weiß die postkantianische Philosophie, dass die aristotelische, syllogistische Logik nicht die einzige Art von Logik ist, dass es verschiedene Logiken gibt, die den verschiedenen möglichen Welten jenseits derjenigen, die wir (mehr oder weniger) bewohnen, entsprechen. Aber für die von Aristoteles abstammende Art der analytischen Philosophie ist die Logik immer noch der goldene Standard für die Beurteilung der Gültigkeit von Satzgruppen sowie für die Bestimmung der Legitimität der Elemente, aus denen ein einzelner Satz besteht. Ein Ding kann nicht sowohl sein als auch nicht sein, genauso wenig wie ein Ding sowohl alt als auch jung, sowohl heiß als auch kalt, sowohl rund als auch eckig sein kann (natürlich ohne Angabe der Matrix oder des Rahmens, innerhalb dessen die Messung der Größe, der Geschwindigkeit oder des Aussehens vorgenommen wird). Indem sie die Ansprüche des „dialektischen“ Denkens auf die Aktivität des Geistes verwirft, verspricht die neo-aristotelische analytische Philosophie ein Modell, das eine kohärente Welt darstellt. Es handelt sich um eine Welt, die auf einem Spielmodell basiert, in dem die Spielregeln im Voraus festgelegt werden, vollständig miteinander übereinstimmen, in dem Gewinner und Verlierer identifizierbar sind und in dem Belohnungen und Strafen im Voraus bekannt sind, bevor der Ausgang einer Reihe von Spielen feststeht. Eine solche Philosophie bietet die Vision einer Welt, in der alle Probleme in Rätsel übersetzt werden können, in der Anomalien und Mehrdeutigkeiten als Produkte einer falschen Wahrnehmung oder begrifflichen Verwirrung angesehen werden und in der Krisen und Katastrophen eher Funktionen der menschlichen Wahrnehmung als eines Defekts in der Welt sind. Wie könnte sich eine echte Katastrophe in einem Spiel ereignen?

Es erübrigt sich zu sagen, dass die „Literatur“ oder der literarische Diskurs eine Weltanschauung bietet, die viel unordentlicher und radikal weniger beruhigend und folglich als Objekt der Begierde weniger attraktiv ist als das, was ich als die *Doxa* der modernen Philosophie be-

zeichnet habe, das Ziel positiv identifizierbarer Ergebnisse, das von explizit „historistischen“ oder „faktenbasierten“ Literaturstudien geteilt wird, die eher die dargestellte Welt als den Diskurs untersuchen, innerhalb dessen sie produziert wird. Die Vereitelung solcher positivistischen Ergebnisse ist in der modernen westlichen Literatur und ihrer jüngsten Inkarnation, der literarischen Moderne, besonders ausgeprägt. Noch wichtiger ist, dass die Literatur der Moderne sowohl in ihrer westlichen als auch in ihrer postkolonialen Ausprägung das mimetische Modell, das seit der Antike ihre Orientierung am Realismus lieferte, weitgehend aufgegeben hat. Gleichzeitig sind die westliche Literatur und ihre extraterritorialen Erweiterungen in der nicht-westlichen Welt ihren Ursprüngen im Glauben an die *Figur* (lateinisch: *figura*; griechisch: *schema*) als Organon eines spezifisch literarischen (im Gegensatz zu allgemein sprachlichen) Erfindungsmodus treu geblieben. Während die philosophische Erfindung in der Schaffung neuer Begriffe besteht, die der Konzeptualisierung einer sich ständig verändernden Wirklichkeit angemessen sind, besteht die literarische Erfindung eher darin, die Grenzen des Diskurses über die Hierarchie der aus früheren oder exotischen Schreibtraditionen übernommenen Gattungen hinaus zu verschieben und neue Figuren zu schaffen, die die Anomalien und Mehrdeutigkeiten aufkommender sozialer Formen und kultureller Prozesse verkörpern, die von Technologien angetrieben werden, die in der Lage sind, die Lebenswelt zu zerstören, die sie selbst geschaffen haben.

„Literatur“, verstanden als Spiel, Unterhaltung, moralische Belehrung oder einfach „Lesen“, ist etwas ganz anderes als „literarisches Schreiben“, verstanden als Überschreitung der Grenzen des gewöhnlichen, wörtlichen Sprachgebrauchs. Während in einer früheren Zeit Literatur durch ihre „*Einstellung*“ zur Botschaft, poetische Diktion und Mitteilsamkeit (Eloquenz) definiert wurde, verlagert das literarische Schreiben der Moderne das Gewicht der Bedeutung auf die Codefunktion des Diskurses (Metasprache) und die Dekonzeptualisierung des „*Inhalts*“ (Referenz). Die konzeptualistischen Ideale der Klarheit und Konsistenz, die dem modernen analytischen Philosophieren zugrunde liegen, setzen voraus, dass die Elemente eines jeden Satzes mit einer bestimmten Bedeutung oder einem bestimmten Bedeutungsspektrum ausgestattet werden können. Die Zusammensetzung wahrer Sätze erfordert nicht nur eine klare Wahrnehmung, sondern auch die richtige Wahl der Worte, um die Elemente eines gegebenen Referenten zu benennen. Und während dies für die Beschreibung und Benennung materieller Dinge – Ton in der Musik, Farbton in der Farbe und Zahl in der Arithmetik – perfekt funktioniert, ist es für die Beschreibung emotionaler Zustände oder Affekte, für die Sorge um Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten und für die Art und Weise, wie in kritischen Situationen Entscheidungen getroffen werden, alles andere als angemessen. Literarisches Schreiben – insbesondere nicht-mimetisches Schreiben – legt ebenfalls Wert auf Klarheit, Konkretheit und Kohärenz, aber weniger auf logische als auf poetische.

Die Literatur bzw. das literarische Schreiben kann Konzepte für ihre Produktion verwenden (so wie es die konzeptuelle Kunst tut), denn die moderne Literatur schließt nichts aus, nicht einmal „Grafiken“, „Diagramme“ und „Tabellen“ als Produktionsmittel. Vor allem aber neigt die Literatur der Moderne dazu, zwei Grundpfeiler der analytischen Metasprache zu problematisieren: den Gattungsproporz und die Logik der Identität und des Widerspruchsfreiheit.

Im Vergleich zur Literaturwissenschaft zielen nämlich alle Richtungen der Philosophie auf die Schaffung einer universellen Metasprache ab, mit der der Wahrheitsgehalt und der Wert jeder Art von (nichtpoetischem) Sprachgebrauch beurteilt werden kann: von der „gewöhnlichen Sprache“ bis hin zur Metasprache der Naturwissenschaften, der Mathematik. Aus diesem Grund kann die Philosophie durch das definiert werden, was seit Platon konsequent als ihr Gegenteil angesehen wird: die *Rhetorik*, die als vorsätzlicher *Missbrauch* der Sprache – Schrift und Rede – zu mehr oder weniger ruchlosen Zwecken betrachtet wird. Wenn eine der konventionellen Disziplinen als das „Andere“ der Philosophie gilt, dann ist es die Rhetorik,

die als Sophisterei, Eristik und (manchmal) sogar als „Dialektik“ verkleidet das Feld der Philosophie betritt. Aber *Rhetorik* ist ein Sammelbegriff für alles, was von der Fixierung auf den Begriff und die Logik von Identität und Widerspruchsfreiheit im Prosadiskurs abweicht: das, was die metalinguistische analytische Philosophie nicht nur mit der Literatur im Allgemeinen und der poetischen Äußerung im Besonderen, sondern auch mit der „gewöhnlichen Sprache“ in Konflikt bringt.

Es gibt natürlich eine Tradition der Abweichung von der Orthodoxie der analytischen Philosophie (in der anglophonen Welt). Sie wird „kontinentale Philosophie“ genannt und knüpft an eine Tradition des Philosophierens an, die in der hellenistischen Periode mit den Stoikern, Epikureern, Kynikern, Skeptikern usw. begonnen hat. In der Moderne taucht diese Tradition mit dem Postkantianismus wieder auf und kann so unterschiedliche Philosophen wie Hegel, Schelling, Marx, Nietzsche, Wilhelm Dilthey, Hans Vaihinger, Benedetto Croce, Henri Bergson, Martin Heidegger, Alfred North Whitehead, Charles Sanders Peirce, Jean-Paul Sartre, John Dewey, Hans Blumenberg sowie eine Reihe von Phänomenologen (Husserl, Ricoeur), Pragmatikern und Existentialisten, ganz zu schweigen von bestimmten „Antiphilosopen“ wie Kierkegaard, Novalis, Schleiermacher, Schopenhauer, Coleridge, Carlyle, Kafka, Theodor Adorno, Martin Buber, Gilles Deleuze usw. Das Wichtigste an dieser Tradition ist, dass sie auf die eine oder andere Weise weiterhin das aufklärerische Ideal der *Clarté* kritisiert und dazu neigt, sich mit anderen Disziplinen und/oder Künsten zu verbünden, wenn nicht gar zu vereinigen, da sie „Inhalte“ liefern, die den „großen Fragen“ der Art „Lebenssinn“ der vormodernen Philosophie eher entsprechen. Meiner Erfahrung nach zieht diese abweichende Richtung der Philosophie die Art von Studenten an, die sich früher zu Literatur, Religionswissenschaften und Kunst hingezogen fühlten.

Die Stärke der abweichenden Strömung liegt in der Anerkennung der Grenzen einer Philosophie, die sich auf den Begriff konzentriert und der Logik als einzigm Organon eines angemessenen philosophischen Denkens verpflichtet ist. Während die analytische Tradition dazu neigt, „Verstehen“ als eine Art „Denken in Bildern“ und nicht in Begriffen zu bezeichnen, wertet die kontinentale Tradition das Denken in Bildern als Grundlage eines „gemeinsamen Verständnisses“ auf, das eine Ethik der Sorgfalt und eine Ästhetik der Erfindung und Kreativität begründet. Die kontinentale Tradition neigt dazu, der Rhetorik sehr viel mehr Sympathie entgegenzubringen, die sie weniger als „Überzeugungskunst“ versteht, sondern vielmehr als eine Theorie des Verhältnisses zwischen wörtlich-begrifflichem Denken einerseits und figurativ-tropologischem Bewusstsein andererseits. Sie sympathisiert eher mit einer narrativistischen Ausdrucksweise als mit einer syllogistischen Argumentationsweise. Sie erkennt sogar an, dass „Fiktion“ weniger das Gegenteil von „Tatsache“ sein kann als eine andere Art der Vermittlung zwischen Sinn und Vorstellung. Sie lässt sogar zu, dass die der poetischen Sprache innewohnende Variation und Differenzierung, wie bei Wallace Stevens, Yves Bonnefoy, Ann Carson, W. H. Auden, T. S. Eliot und Paul Celan, Affekte und Einsichten hervorbringen kann, für die andere Ausdrucksformen blind bleiben.

Anmerkung

[Dieser Text wurde in der März-Ausgabe 2016 der Zeitschrift *PMLA* als Beitrag zu einem Forum zum Thema „Warum Philosophie?“ veröffentlicht; daher seine Kürze und das Fehlen wissenschaftlicher Anmerkungen.]

Quelle: *Publications of the Modern Language Association (PMLA)* 131, Nr. 2 (März 2016), S. 410-414.